

Wenn die Norm verführt

Reflexionen aus der Kaubstraße zu Gadjé-Rassismus

„Noch was ist dein Deutsch. Es wird immer besser. Von erste zum zweite zum dritte Kapitel wird besser. Mit jeder Kapitel zerstörst du so deine eigene Prosa. Verlierst deine gebrochen Schatz. Schreib so weiter und bald bist du vollkommen und klanglos und ganz und kaputt.“

[Tomer Gardi: Broken German]

„Und wer ist in das „Wir“, das „Ich“ zu sein scheint oder dessen Teil ich zu sein scheine, mit eingeschlossen? Für welches „Wir“ bin ich am Ende verantwortlich?“

[Judith Butler: Krieg und Affekt]

Autor*in/ Organisation

Izabela Zarebska,
Jugendbildungsstätte
Kaubstrasse

Konstruktion von Menschengruppen

Bei dem Wort Konstruktion sind meine ersten Assoziationen staubige Baustellen und vorangestellte Pläne, die eine Menge Expert*innen erstellen, um etwas zu schaffen, das eine Berechtigung hat, zu sein. Diese Existenzberechtigung wird mit einer Zweckmäßigkeit gepaart: Ein Wohn-Haus; ein Aussichts-Turm; eine Schub-Lade. Wie verhält es sich nun mit derlei Assoziationen in der soziologischen Dimension? Gelten hier dementsprechend auch die Gesetze der an Zweckmäßigkeit gebundenen Daseinsberechtigung? Betrachten wir beispielhaft die deutsche Sprache, ließe sich diese Frage leicht mit Ja beantworten: Es wird an der Idee des perfekten sprachlichen Ausdrucks gebaut. Die Kehrseite wäre dann das gebrochene Deutsch, das irgendwie anders und allein deshalb immer schon etwas bedrohlich klingt.

Die Konstruktion der*s Anderen* erlaubt es tatsächlich, immer neue Baustellen aufzumachen, die nicht minder staubig sind. Denn sobald Konstruktionen von Menschengruppen durch Machtdiskurse gesellschaftlich wirksam werden, werden sich Schlagbohrer, Vorschlaghammer und Planierdraht finden, die im postmodernen Sinne die Dekonstruktion der geschaffenen Konstrukte anstreben.

Hinter diesen Plänen, Konstruktionen und Planierdraht stehen Menschen, die ununterbrochen aus ihrem gesellschaftlichen Status heraus handeln. Das Privileg, Menschen irgendwo, sei es in die Mitte oder eher an den Rand einordnen zu können, ist das Fundament, auf dem ich baue. Ich habe nicht nur die Ressourcen, sondern auch und vor allem die weiße Macht, so zu bauen, wie es für mich am komfortabelsten ist. So spreche ich aus der Position einer Angehörigen der Mehrheitsgesellschaft. Eine Frage soll bereits zu Beginn gestellt werden: Wie gerecht ist es, wenn ich als Gadjé einen Text zu Gadjé-Rassismus veröffentliche?

Das stetige Konstruieren und Dekonstruieren steht in einer Wechselwirkung zueinander, die Verschiebungen und ungewohnte Perspektiven ermöglichen kann. Manchmal verwischt der Staub in den Räumen das klare Bild von »uns« und »den Anderen*«, etwas löst sich und der Verstand mit seinen eingeübten Blickwinkeln fängt an zu husten.

Eben diese Räume öffnet die Jugendbildungsstätte Kaubstraße seit Jahrzehnten im Rahmen ihrer außerschulischen politischen Bildungsarbeit. Wir erarbeiten hier mit Jugendlichen und jungen Erwachsenen Themen wie gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit. Ein bedeutendes Projekt dieser Tage sind unsere Seminare zum Thema Gad-jé-Rassismus.

In fünftägigen Bildungsveranstaltungen sensibilisieren wir hierbei für Ausgrenzungsmechanismen, vermitteln Wissen über Kontinuitäten und Interdependenzen von Diskriminierung und suchen gemeinsam nach Lösungsideen, die im Kopf und im Herzen ansetzen. In diesen Prozessen, Ziele zu setzen und diese zu verfolgen, sind wir Baustelle, Planer*innen und Planierdraht zugleich. Die Konstruktion der*s Anderen* ist ein manifestes Querschnittsthema unserer außerschulischen politischen Bildungsarbeit.

Das lässt sich zum einen auf der strukturellen Ebene beobachten. Ich benenne in diesem Text ein wir, doch wen meine ich damit und wen nicht? Welche Gruppen konstruiere ich hier?

Hier sprechen »wir«, das Seminarleitungsteam, die Hauptamtlichen, die Freiberuflichen, die Expert*innen, letztendlich die »Erwachsenen«. Demgegenüber stehen die konstruiert »Anderen*«, die Zielgruppe, die Jugendlichen, die Kinder, die Teilnehmenden. Mit dieser Unterscheidung treffe ich eine Entscheidung für geschlossene Räume ohne Türklinke. Zum anderen ist es auf der individuellen, hier der pädagogisch-inhaltlichen Ebene, durchaus verlockend, über die »Betroffenen«, die »Minderheit« oder die »Unterdrückten« zu sprechen. Das positioniert uns aber als Zugehörige einer sich selbst stärkenden wir-Gruppe, die sich absondert von den Anderen*, Rom*nja und Sinti*zza, für deren strukturelle und somit kollektive Diskriminierungserfahrungen wir dringend sensibilisieren möchten. Demnach ist die Konstruktion einer Gruppe der Anderen* ein integraler und gleichwohl streitbarer Bestandteil unseres pädagogischen Konzepts. Nach vielen Veranstaltungen hinterlässt er die Frage: Ist das notwendig? Ist das wir, das ich da konstruiere, nicht überlegen, wenn ich mit der allerbesten reflektierten Absicht und trotzdem aus einer privilegierten Position die Anderen* als solche markiere? Im Seminarkontext baue ich auf meiner Baustelle somit mindestens drei Gruppen: Ich baue ein wir, dann stapele ich die Teilnehmer*innen und setze Rom*nja und Sinti*zza zu einem dritten Konstrukt zusammen, wohl wissend, dass mein Konstrukt nur wackeln kann.

Wer (de-)konstruiert wen wie?

„Ich sagte ich bin ein Arbeitsmigrant in der deutschen Sprache. Ein Arbeitsmigrant in der Prosa eine fremde Sprache. Dass ich hier Sachen in die Prosa diese Sprache zu tuhn habe.(...) Also keine Angst. Ich nehme keiner Deutsche Literat sein Arbeit weg. Also, keinen Angst.“ [Tomer Gardi: Broken German]

In unseren Bildungsangeboten zu Gadjé-Rassismus thematisieren wir diesen Gegenstand. Wir beschäftigen uns dort mit der Entstehung und der Funktion von Ressentiments gegenüber Rrom*nja und Sint*izza.

Dabei versuchen wir, Vorurteile von außen nicht in das Seminar einzubringen. Wenn sich also auf das Phänomen des Rassismus gegen Rrom*nja und Sint*izza bezogen wird, gehe ich zuvorderst auf die Eigenprojektionen der Gadjé ein und hinterfrage, warum welche Bilder von welchen Menschen und Menschengruppen existieren. Falls bereits zu Beginn des Seminars von einzelnen Teilnehmenden bewusste Stereotype oder unbewusster herrschaftsdiskursiver Schluckauf hörbar werden, versuchen wir, dem keinen weiteren Nährboden zu geben. Dazu stellen wir die Frage nach dem offensichtlichen an Notwendigkeit grenzenden Bedürfnis, Menschen jederzeit kategorisieren zu können und zu müssen.

Weiterhin betrachten wir anhand eines Simulationsspiels den Prozess von Gruppenkonstruktionen. Eine bewährte Methode heißt »Punkt auf der Stirn«. Den Teilnehmer*innen werden zu Anfang verschiedenfarbige Punkte mit unterschiedlichen Markierungen auf die Stirn geklebt. Darauf folgt die Anweisung, innerhalb eines kurzen Zeitraums Kleingruppen zu bilden, ohne dabei zu sprechen. In der Auswertung dieser Simulation kann auf Ausschlusserfahrungen und die Willkür der Gruppenkonstruktion eingegangen werden. Dabei gibt es sowohl auf persönlicher als auch auf politischer Ebene Austausch zu Mechanismen der Konstruktion von Gruppen und Vorurteilen. Mit diesem Spiel geht für die Teilnehmenden eine Erfahrung einher, die sie benennen, verstehen und in Bezug zur eigenen Machtposition setzen lernen.

Meist werden diese Angebote begeistert angenommen, die Teilnehmenden sprudeln vor kritischer Selbstreflexion und das Seminarleitungsteam hat ein affektvolles Glückserlebnis. Doch leider sind Affekte die Eintagsfliegen unter den Gefühlen. Wie nachhaltig kann eine solche Reflexion in unserer kurzzeitpädagogischen Seminarblase sein, wenn sie kunstvoll simuliert, aber nicht über das Team selbst zugänglich gemacht wird? Von der Simulation die Brücke zur gesellschaftlichen Realität zu schlagen, ist auch deshalb schwierig, weil hier wieder einmal das Konstruktionsmonster Futter kriegt: Wir sprechen als Gruppe über Gruppen, die wir gleichzeitig dekonstruieren möchten.

Zurück zum Team: Welche Erwartungen, Ängste und Schutzmechanismen verbergen sich im Seminarleitungsteam selbst? Die anvisierte kritische Selbstreflexion der Teilnehmenden kann ja nur im Rahmen passieren, welches das Team vorher gesteckt hat. In diesem abgesteckten Feld zeigt sich erneut die Konstruktion: Sind im Team Menschen mit unterschiedlichen Betroffenheitsgraden vertreten? Gibt es Teamende aus der Rrom*nja- und Sint*izza -Community? Inwiefern haben sie sich bereits mit der Konstruktion der eigenen Identität in Wechselwirkung mit der Konstruktion der*s Anderen* auseinandergesetzt? Welche Bilder schwirren denn letztendlich im Kopf des Teams über Angehörige der Rrom*nja- oder Sint*izza-Community herum? Indem ich die Anderen*, also Rrom*nja konstruiere, entwickle ich zwangsläufig ein Narrativ der Normalität und halte so meine Privilegien aufrecht. Obwohl die Kategorien zwar konstruiert sind, haben sie reale Folgen wie strukturelle Ausgrenzung, Vorurteile, et cetera. Durch diese Kategorisierung von Menschen und die damit einhergehenden Machtgefälle werden Zugänge zu Partizipation und Ressourcen reguliert, die sich immer in Privilegierung und Diskriminierung widerspiegeln.¹

Mit der privilegierten Hand aufs Herz: Dies ist ein ganz zentraler Punkt, der in unseren Bildungsveranstaltungen auf dem Podest steht. Ich will ganz unbedingt nicht ÜBER eine Gruppe sprechen, sondern sie, die Betroffenen, oder die Subalterne selbst zu Wort kommen lassen, doch sobald ich versuche, den Fokus, von den Anderen* auf uns, die Gadjés, und unsere Machtposition zu lenken, benenne ich nach wie vor diese Grenzziehungen und Rangfolgen, die ich gleichzeitig zu unterlaufen versuche.

In unseren Bildungsveranstaltungen spielen diese Hierarchisierung und die erfahrbaren Effekte eine entscheidende Rolle: Denn viele der Teilnehmenden, die unsere Seminare besuchen, werden nicht als Teil einer westlichen, geschlechtergerechten, weiß christlichen, fortschrittlichen, anti-heteronormativen Gesinnung gelesen. Die westliche kollektive Identität ist ein Charakteristikum der deutschen Mehrheitsgesellschaft. Und nicht jede*r darf mitspielen. In diesen vielfältigen Gruppenkonstellationen thematisieren wir unter anderem die seit Jahrhunderten andauernde Verfolgungsgeschichte von Rrom*nja und Sint*izza. So zeigen wir die Lücken in der westlichen Geschichtsschreibung auf und füllen die Wissenslücken, die zwar individuell, aber immer auch Teil und Folge einer diskriminierenden Struktur sind. Methodisch bieten wir dazu unter anderem ein Wissensquiz an, eine spezifisch zu dem Thema entwickelte Zeitstrahl-Methode und eine Exkursion zum ehemaligen Zwangslager in Berlin Marzahn. Und dann passiert folgendes auf meiner Baustelle: Gruppe A (das Seminarleitungsteam) trifft Gruppe B (die Teilnehmenden), welche Gruppe C (Rrom*nja und Sint*izza) durch die Brille von Gruppe A sehen soll: als

¹ Gummich, Judy: Verflechtungen von Rassismus und Ableism. Anmerkungen zu einem vernachlässigten Diskurs. In: Iman Attia, Swantje Köbsell, Nivedita Prasad (Hg.): Dominanzkultur reloaded. Neue Texte zu gesellschaftlichen Machtverhältnissen und ihren Wechselwirkungen, Bielefeld, 2015

eine komplexe, vielfältige und heterogene Gruppe, die aufgrund von Rassismus, Xenophobie und Überlegenheitsdenken eine jahrhundertelange Verfolgungsgeschichte erleiden musste, welche bis heute allgegenwärtig ist.

Erinnern und Vergessen

„Vergangenheit entsteht erst, wenn man sich auf sie bezieht.“²

Das Sensibilisieren für die Kontinuität der Jahrhunderte alten Konstruktion von Nationalidentitäten, welche Ausschlüsse von ganzen Menschengruppen produziert, ist möglicherweise die Crux unseres Projekts zum Gadjé-Rassismus. Warum scheint diese Diskriminierungsform in Deutschland zwischen anderen -ismen ein unsichtbarer Rassismus zu sein? Ist es nicht eine politische Entscheidung, dass etwa die rassistische Verfolgung und systematische Tötung von Rrom*nja und Sint*izza im Nationalsozialismus NICHT im kollektiven Gedächtnis in Deutschland auftaucht?

Die deutsche Mehrheitsgesellschaft konstruiert sich selbst ein Identitätsmärchen, welches immer wieder, selbstbezogen, selektiv und ausschließend eine Kultur der Erinnerungen schafft. Und schon ist eine Gruppe festgelegt, eine westliche, weiße Gadjé-Clique, die sich auf die nationalstaatliche Geschichte beruft, weil globale Perspektiven beißen könnten.

Viele der Teilnehmenden unserer Seminare werden auch eher selten in Politik oder Medien repräsentiert, weil sie in der Erinnerungskultur der Mehrheitsgesellschaft regelmäßig vergessen werden. Diese Voranalyse ist die Ausgangslage unserer politischen Bildungsarbeit. Wir können die Teilnehmenden nur erreichen, wenn wir sie individuell und mit Blick auf ihre diversen Sozialisationsprozesse mitdenken und repräsentieren. In der Seminarwoche nähern sie sich langsam dem für sie zumeist unbekanntem Thema des Gadjé-Rassismus und stoßen dabei plötzlich auf eine alte Bekannte: die gesellschaftliche Unsichtbarkeit. Ein Beispiel dafür ist die Exkursion zum ehemaligen Zwangslager Berlin-Marzahn, die am S-Bahnhof Raoul-Wallenberg-Straße startet und den Ort des ehemaligen Zwangslagers zum Ziel hat. Den Weg sollen die Teilnehmenden selbstständig finden und dabei nach richtungsweisenden Schildern suchen. Und bereits ab dem Moment fängt die Irritation an: Wie kann es sein, dass es keinerlei Wegweiser am Bahnhof zu einem der ersten rassistisch definierten nationalsozialistischen Zwangslager in Deutschland gibt? Hier waren bis zu 2000 überwiegend deutsche Sint*izza, aber auch Rrom*nja aus Jugoslawien, Ungarn und Tschechien, die schon länger in Berlin gelebt hatten, von 1936-1945 interniert gewesen.

² Attia, Iman: Geteilte Erinnerungen. Global- und beziehungsgeschichtliche Perspektiven auf Erinnerungspolitik. In: Iman Attia, Swantje Köbsell, Nivedita Prasad (Hg.): Dominanzkultur reloaded. Neue Texte zu gesellschaftlichen Machtverhältnissen und ihren Wechselwirkungen, Bielefeld, 2015

Auf dem Parkfriedhof Berlin-Marzahn setzt sich die lange und verwirrende Suche nach Hinweisen, Beschilderungen oder jedweder Form der Geschichtsaufbereitung fort. Schon währenddessen wird erfahrbar, dass die Unsichtbarkeit Material für die Konstruktion der*s Anderen* sein kann. Frei nach dem Motto, wir, die Dominanzkultur, entscheiden, was uns betrifft. Ist etwas nicht präsent, so gehört es nicht zu uns. Aus den Augen, aus dem Sinn. Es ist außerhalb unseres normativen Gadjé-Festsaals, ein Außerhalb, mit dem wir uns lieber besser nicht identifizieren.

Die Teilnehmer*innen reagieren auf diese bewusste Selektion der mehrheitsgesellschaftlichen Erinnerungskultur überrascht und geschockt, bisweilen auch wütend, denn die Erkenntnis, dass Gadjé-Rassismus so offensichtlich nicht nur toleriert, sondern etabliert ist, ist wohl schwer nachzuvollziehen. Es ist ein entscheidender Moment in einer Seminarwoche, wenn wir gesellschaftliche Ausschlüsse in Form von Unsichtbarkeit oder Gewalt wahrnehmen und diese in einen historischen und globalen Kontext einordnen.

Konstruktionen abreißen

Auf unserer Seminarbaustelle wird neben der Konstruktion der*s Anderen* tatsächlich auch guter Staub produziert, wenn die alten wir-Gruppen hinterfragt und dekonstruiert werden. Das geschieht durch solidarische Handlungen der Teilnehmenden, Kooperationen mit Selbstorganisationen und den Austausch mit Wissenschaftler*innen, Pädagog*innen und Aktivist*innen aus der Rom*nja und Sint*izza-Community, der ebenso notwendig wie inspirierend ist und hilft, Alternativen zu eingefahrenen Konstruktionen zu finden. Diese Gespräche lehren uns Gadjés auch, wann es wichtig ist, den Mund zu halten und den Raum für diejenigen frei zu räumen, deren Stimme gehört werden muss, so wie zum Beispiel die Anwältin und Aktivistin Nizaquete Bislmi:

„Wir Roma bilden keine homogene Gruppe, das ist schon anhand meiner eigenen Familiengeschichte gut erkennbar. Darum wünschen wir uns, dass man uns auch in unserer Heterogenität wahr- und ernst nimmt. Denn verallgemeinernde Aussagen über uns sind ebenso hinderlich wie die Erwartungshaltung an eine homogene Einigkeit (...).“

Literatur

Attia, Iman (2015): Geteilte Erinnerungen. Global- und beziehungs-geschichtliche Perspektiven auf Erinnerungspolitik. In: Iman Attia, Swantje Köbsell, Nivedita Prasad (Hrsg.) (2015): Dominanzkultur re-loaded. Neue Texte zu gesellschaftlichen Machtverhältnissen und ihren Wechselwirkungen. Bielefeld.

Bislimi, Nizaquete (2015): Durch die Wand. Von der Asylbewerberin zur Rechtsanwältin. Köln.

Butler, Judith (2009): Krieg und Affekt. Zürich-Berlin.

Gardi, Tomer (2016): Broken German. Wien.

Gummich, Judy (2015): Verflechtungen von Rassismus und Ableism. Anmerkungen zu einem vernachlässigten Diskurs. In: Iman Attia, Swantje Köbsell, Nivedita Prasad (Hrsg.) (2015): Dominanzkultur reloaded. Neue Texte zu gesellschaftlichen Machtverhältnissen und ihren Wechselwirkungen. Bielefeld.